Nr. 31. 40. Jahrgang. Abend-Ausgabe. Dienstag, 17. Januar 1911

Berliner Tageblatt und Handels-Zeitung.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion keine Verantwortung.

Chef-Redakteur: Theodor Wolff in Berlin. Druck und Verlag von Rudolf Mosse in Berlin.

Staat und Modernisteneid.

Die Erörterung um den Eid, wodurch der Papst den katholischen Klerus gegen den Modernismus zu festigen sich vorgesetzt hat, zieht weite und weitere Kreise. Zwar die Zentrumspresse möchte sich die ihr unbequeme Sache in recht bequemer Weise vom Leibe halten. Sie erklärt einfach: Dies ist eine innere Angelegenheit der katholischen Kirche, um die sich kein Andersgläubiger zu kümmern hat.

So einfach liegen die Dinge nun — leider, möchte man sagen — nicht. Die katholische Kirche haust ja nicht auf dem Monde, sondern sie ist eine Einrichtung auf dieser unserer Erde. Und was das besondere Stückchen Erde angeht, worauf wir leben: so macht es die katholische Kirche den Andersgläubigen geradezu unmöglich, sich nicht um sie zu kümmern. Erhebt sie doch den Anspruch, daß das zu Zweidritteln „andersgläubige" Reich sie in ihren Rechten und Privilegien schütze! Erhebt sie doch in erster Linie den Anspruch, daß der starke Arm des Staates ihr das pünktliche Eingehen der Kirchensteuern verbürge! Solange das „Sich-nicht-kümmern" so einseitig gemeint ist, wird die ultramontane Presse nicht viel Glück damit haben. Solange im Deutschen Reiche Katholiken und Nichtkatholiken nebeneinander leben, wird es ein gutes Recht jedes politisch interessierten Deutschen sein, sich um die Angelegenheiten der katholischen Kirche, die äußeren wie die inneren, zu kümmern. Es wird sich sogar empfehlen, das in Zeiten, wie den gegenwärtigen, recht aufmerksam zu tun.

Ein anderes freilich ist es, ob man — in Konsequenz dieser Aufmerksamkeit — von der Staatsgewalt fordern soll, daß sie sich in die Angelegenheiten der Kirche einmische, daß sie auf bestimmte Maßnahmen der kirchlichen Zentralgewalt Einfluß zu gewinnen suche. Das ist der Kern der Frage, um die es sich beim Modernisteneid handelt. Katholische Kreise behaupten, dieser Eid sei lediglich die letzte Konsequenz der Unfehlbarkeit des Papstes. Man kann ihnen das zugeben. Ist der Papst in Glaubenssachen unfehlbar und die letzte Instanz für jeden gläubigen Katholiken, so ist wirklich nicht einzusehen, warum er nicht das Recht haben sollte, von jedem Geistlichen, ja schließlich von jedem einzelnen Gläubigen jederzeit eine eidliche Verpflichtung auf seine Glaubenstreue zu fordern. Denn das ist für jeden, der sich nicht in Fisteleien und Haarspaltereien verlieren will, der einfache Sinn jenes Eides. Ob er ihn fordern will, ist Sache des Papstes. Ob er ihn leisten will, Sache dessen, von dem er gefordert wird. Und jeder Dritte hat das Recht, davon zu halten, was ihm beliebt. Insoweit geht die ganze Geschichte den Staat zunächst gar nichts an. Für ihn beginnt sie erst eine Bedeutung zu gewinnen, wenn der, der den päpstlichen Treueid leisten will oder nicht leisten will, ein Staatsdiener ist. Da sieht sich der Staat dann glücklich wieder vor dieselbe Frage gestellt, die der bayerische Minister Chlodwig Hohenlohe am 9. April 1869 den europäischen Regierungen vorgelegt hat.

Hohenlohe, beraten durch seinen Bruder, den Kardinal, war in diesen Dingen weitblickender als Bismarck und die gesamte europäische Diplomatie. Er wollte vor Erklärung der päpstlichen Unfehlbarkeit die weltlichen Staaten zum Einschreiten bewegen; er wußte, daß es nachher zu spät sein würde. Den Beweis dafür hat der Kulturkampf geliefert. Er war ein verzweifelter Versuch, die Kirche nachträglich dem Organismus des Staates einzufügen, sie nachträglich zu einem dienenden Gliede der Staatsgewalt umzuformen. Hätte die Kirche sich willig gezeigt, Bismarck wäre sicher bereit gewesen, dafür den höchsten Preis zu zahlen, den er mit seiner Auffassung vom Staate noch glaubte vereinbaren zu können. Aber die Zeiten waren endgültig vorbei, wo ein Preußenkönig an einen römischen Fürstbischof schreiben konnte: „Der Heilige Geist und ich sind übereingekommen ...." und darauf eine zwar witzig-ironische, aber keineswegs ablehnende Antwort erhielt. Die Politik des Kulturkampfes endete mit dem völligen Bankerott der Staatsgewalt. Die Kirche lehnte und lehnt es ab, eine Dienerin der Staatsgewalt zu sein. Sie verfolgt starr und beharrlich ihre eigenen Zwecke. Natürlich hat sie nichts dawider, daß der Staat diese Zwecke auch fördere, sofern es ihm dienlich erscheint. Und ob es ihm dienlich erscheine oder nicht: die Kirche erhebt jedenfalls den Anspruch, vom Staat geschützt zu werden und unter dem Schutze des Staates dem Volkskörper die Lebenskräfte zu entziehen, deren sie zu bedürfen glaubt.

Soll nun der Staat den Versuch, die Kirche seinem Organismus einzugliedern, trotz des Fehlschlages noch einmal beginnen? Es wäre der erste Schritt auf diesem Wege, wollte der Staat den Papst zu bewegen suchen, irgendwem, sei es, wer es sei, den Modernisteneid zu erlassen. Wer nicht will, daß der unselige Kulturkampf noch einmal aufflamme, daß der Staat sich abermals eine Niederlage hole, die unter der Führung der Bethmann und Trott zu Solz zerschmetternder ausfallen müßte als unter der Führung von Bismarck und Puttkamer: der wird diesem ersten Schritt auf das entschiedenste widersprechen müssen. Ebenso entschieden aber wird man fordern müssen, daß der Staat zu einer klaren Stellungnahme komme denen gegenüber, die den Modernisteneid geleistet haben. Als selbstverständlich ist dabei vorauszusetzen, daß der Staat die Professoren in ihren staatsbürgerlichen Rechten schütze, die den Eid zu leisten sich weigern. Aber was soll werden, wenn die Kirche den Studierenden untersagt, die Vorlesungen dieser „Apostaten" zu besuchen? Wenn sie es, mit der ihr eigenen zähen Konsequenz, erreicht, daß die katholisch-theologischen Fakultäten nach und nach nur mit solchen Lehrern besetzt werden, die den Eid schon vorher geleistet haben? Die Kirche, die für die Ewigkeit arbeitet, kann warten. Aber auch der Staat, der inmitten dieser Zeitlichkeit steht? Dem hier vielleicht eine letzte Gelegenheit geboten ist, seine Position gegenüber der rastlos vordringenden Kirche zu retten?

Der Staat verrät seine Zukunft, wenn er glaubt, durch Warten und Fortwursteln und Paktieren sich um eine Entscheidung drücken zu können. Ein schlechter Patriot ist der Minister, der jetzt nicht den Mut hat, der Frage auf den Grund zu gehen. Und keine Sozialdemokratie hat je so umstürzlerisch, so antimonarchisch, so wahrhaft staatsfeindlich gehandelt, wie es die Parteien tun würden, die aus Klassenegoismus die peinliche Auseinandersetzung zwischen Staat und Kirche hinkertrieben — wenn die Regierung sie nur will. Schon in einem vertraulichen Erlasse vom 14. Mai 1872 hat Bismarck aus den Beschlüssen des vatikanischen Konzils die Folgerung gezogen:

„Die Bischöfe sind nur noch seine (des Papstes) Werkzeuge, seine Beamten ohne eigene Verantwortlichkeit; sie sind den Regierungen gegenüber **Beamten eines fremden Souveräns** geworden —, der vermöge seiner Souveränität ein vollkommen absoluter ist — mehr als irgend ein absoluter Monarch in der Welt."

Waren das damals schon die Bischöfe, so ist es heute jeder Geistliche, der den Modernisteneid geschworen hat: Beamter eines fremden, absoluten Souveräns, ihm zu blindem Gehorsam verpflichtet. Und wer weiß, wie bald sich die Frage erheben wird: ob diesen Beamten eines fremden Souveräns im Deutschen Reiche noch die gleichen staatsbürgerlichen Rechte zugebilligt werden können, wie den Deutschen, die keinem Ausländer den Eid unbedingten Gehorsams geschworen haben!

Hätte das Zentrum diese Frage zu entscheiden, es würde sie fürwahr nicht mit der zögernden Langmut behandeln, womit der gründliche und gewissenhafte Durchschnittsdeutsche an sie herantritt. Forderte es doch in Bayern schon vom Staat eine Ausnahmebehandlung gegenüber Staatsbürgern sozialdemokratischer Gesinnung! Wieviel mehr wäre eine solche Behandlung am Platze gegenüber Staatsbürgern, die in ihrer Ueberzeugung und ihrem Handeln nicht frei, und nicht einmal von einer deutschen Instanz abhängig sind, sondern die sich durch einen feierlichen Eidschwur verpflichtet haben, unbesehen den Weisungen des „fremden Souveräns" zu folgen. Auf das Zentrum selbst würde sich die Regierung berufen können, die den Mut hätte — den Herr v. Bethmann und die preußische Regierung ganz gewiß nicht haben — aus dem Modernisteneide die nächstliegenden staatsrechtlichen Konsequenzen zu ziehen.

Gegen die Günstlingswirtschaft in Frankreich.

(Telegramm unseres Korrespondenten.)

L Paris, 17. Januar.

Der sozialistisch-radikale Abgeordnete Buisson hat einen Zusatzartikel zum Finanzgesetz in Vorschlag gebracht, der den Favoritismus verhindern soll. Viele neuernannte Minister haben es als ihre erste Amtspflicht betrachtet, ihre jungen Verwandten oder die Söhne einflußreicher Freunde zu versorgen. So kam es, daß junge Leute ohne Verdienst und Vorbildung als „Attachés" in ein Ministerium berufen wurden und später in höhere Stellungen aufrückten, die oft nicht mehr als gut bezahlte Sinekuren sind. Besonders der von Briand abgesagte Finanzminister Cochery hatte in dieser Hinsicht Erkleckliches geleistet und noch am Tage vor seinem Austritt einen jungen Schützling auf einen Posten gestellt, für den es zahlreiche geeignetere Bewerber gab. Diesen Uebelständen will der Gesetzentwurf Buissons abhelfen. Er bestimmt, daß die Herren, die zum Kabinettsdienst eines Ministers gehören, erst ein Jahr nach dem Aufgeben ihrer Stellung einen Posten im Staatsdienst erhalten können. Die Debatte über diesen Zusatz in der Kammer verspricht interessante Enthüllungen.

L Paris, 17. Januar. (Privat-Telegramm.) In der Verhandlung gegen den **„Camelot du Roy" Gaucher**, der im Odeontheater den jüdischen Schriftsteller Arnyvelde geschlagen und mit dem Revolver bedroht hat, kam es gestern vor der neunten Kammer zu antisemitischen Manifestationen. Der Zuschauerraum mußte geräumt werden. Der Prozeß wird in der nächsten Woche weiter geführt.

Keine spanische Intervention in Portugal.

Die spanischen Klerikalen verbreiten — sei es um dem Kabinett Canalejas zu schaden oder um die portugiesischen Monarchisten aufzumuntern — das Märchen von einer spanischen Intervention in den portugiesischen Wirren. Wie uns ein Madriber Telegramm meldet, hält auch gegenüber einem amtlichen Dementi das bekannte reaktionäre Blatt „A. B. C." die Behauptung aufrecht, daß im nächsten Ministerrat nach der Rückkehr des Ministerpräsidenten Canalejas die Frage der Intervention Spaniens in Portugal erörtert werden solle. Das Blatt fügt hinzu, daß England einer solchen Intervention Spaniens gegenwärtig nicht

Aus den Konzerten.

Von [Nachdruck verboten.]

Dr. Leopold Schmidt.

Beim jüngsten Nikischkonzerte in der Philharmonie mußten reizvolle Einzelheiten erlesen, was das Programm an Einheit der Wirkung vermissen ließ. Mozarts Figaroouvertüre und das von Herrn Kussewitzky mit bekannter Meisterschaft auf dem Kontrabaß gespielte Fagottkonzert, ein Orchesterstück des hypermodernen Frederik Delius, eine konzertante Symphonie für Viola d'amore und Kontrabaß mit Streichorchester des zu Beginn des 19. Jahrhunderts in Paris wirkenden Lorenziti und — wohl dem mitwirkenden Henri Casadesus zuliebe — Berlioz' Haraldsymphonie — das alles, kunterbunt durcheinander gewürfelt, schaukelte den Zuhörer hin und her. Ich rettete mich in den Beethovensaal, wo eine Sängerin namens Magarete Löwe ihr Debut hatte. Die an sich hübsche und weiche Stimme machte den Eindruck, als ob sie, durch früheres falsches Singen überanstrengt, jetzt auf dem Wege der Gesundung wäre. Im ruhigen lyrischen Ausdruck klingt sie gut und korrekt; wo sie stärkere Akzente hergeben soll, verliert die Sängerin noch die Herrschaft über die Tonbildung. Auch will sie manchmal zu viel machen. Während die „Trennung" von Brahms sehr anerkennenswert geriet und musikalisch fein empfunden war, wurde desselben Meisters Lied „Von ewiger Liebe" durch übertriebene und unnötige Nuancen entstellt.

Um auf das philharmonische Konzert zurückzukommen: das von dem Viola d'amour-Spieler Lorenziti für den berühmten Kontrabaßvirtuosen Dragonetti (denselben, der Beethoven zu den Passagen im dritten Satz der C-moll-Symphonie ermutigte) geschriebene Doppelkonzert ist frisch und interessant, und die beiden uns fremd gewordenen Soloinstrumente klingen sehr reizvoll zusammen. Aber das ist Kammermusik, und der große Saal verschlang das Feste der Wirkung. Die Rhapsodie „Brigg fair" von Delius hörte ich schon im Frühjahr in Zürich. Die Beziehungen der Musik zu dem mitgegebenen Gedicht sind das Geheimnis des Komponisten. Das wäre weiter nicht schlimm, wenn die Musik an sich höhere Qualitäten hätte. Aber es bleibt ein Spiel mit Orchesterfarben und harmonischen Finessen recht bedenklicher Art; der erlösende musikalische Gedanke will sich nicht einstellen. Anfangs ist eine gewisse träumerische Stimmung nicht übel getroffen. Im Verlaufe sinkt aber auch die technische Mache, und es zeigt sich wieder, daß Delius doch kein Meister in dem Sinne ist, daß Wollen und Können sich bei ihm deckten. Ein Teil der Zuhörer lehnte diese musikalische Mitteilung auf das entschiedenste ab.

Am vergangenen Freitag hörte ich nicht weniger als drei Konzerte. Frau Helene Staegemann-Sigwart, die im Blüthnersaal sang, hatte früher eine zwar kühle, aber hübsch gebildete Stimme, eine gewinnende Persönlichkeit und Geschmack im Vortrag einzusetzen. Ihr Liederabend ließ wenig von diesen Vorzügen verspüren. Ein Vorwurf trifft sie nur hinsichtlich der Geschmacksrichtung. Wer es fertig bringt, das tiefempfundene deutsche Volkslied „All mein Gedanken, die ich hab'" im Galopp zu singen mit schelmischem Augenwinkern — ihr Gatte Dr. Sigwart machte dabei aus der Brahmsschen Klavierbegleitung eine Staccatoetüde — den vermag ich nicht ernst zu nehmen. Man sieht, wohin die Volksliedersingerei, die jetzt bei uns en vogue ist, führen kann! Im Bechsteinsaal sang Walter Zerm. Er hat seinen Tenor nicht künstlerisch ausgebildet, und so muß man bei seinen Vorträgen meist mehr mit dem guten Willen als mit der Tat rechnen. Doch er hatte Lieder von Constanz Berneker auf dem Programm, und ich wollte mein Verhältnis zu diesem Komponisten, den seine Freunde für ein verkanntes Genie ausgeben möchten, noch einmal nachprüfen. Das Resultat war dasselbe wie bei früheren Versuchen. Auch der Tannhäuserzyklus (nach Felix Dahn) ist gut gemachte Musik; nicht mehr. In der Faktur eine ermüdende Monotonie, in der Erfindung weder Prägnanz noch Originalität. Das etwas volksmäßige „Wohl führt der Pfad" ragt schon aus der Umgebung hervor. So war denn das Spiel des Triester-Streichquartetts im Choralionsaal die einzige Belohnung meiner Wanderung. Zwar haben sich die Herren Beethovens Opus 127 (Es-dur) noch nicht völlig zu geistigem Eigentum gemacht. In Dvoraks viel äußerlicherem F-dur-Quartett dagegen konnte man sich wieder von Herzen ihres jugendfrischen Temperaments und des Wohlklangs wie der sauberen Ausarbeitung ihres Zusammenwirkens freuen.

* * *

Herr Professor Nalbaldian, der mit dem Philharmonischen Orchester in der Singakademie spielte, besitzt ein gewisses Können, aber nicht Kultur genug, um anspruchsvolle Werke angemessen vorzuführen. Das A-moll-Konzert von Vieuxtemps, mit dem der Abend eingeleitet wurde, zeigte bereits die empfindlichen Schwächen des Konzertgebers: Mangel an rhythmischem Empfinden, unreine Tongebung. Besser gelang Bruchs „Schottische Phantasie." Hier konnte man sich des sonoren, wenn auch nicht gerade warmen Tones freuen.

Eine neue Nuance in das Konzertleben sollte wohl der Abend von Vera v. Lutze bringen, an dem sie Opernszenen auf der Bühne des Theatersaales der königlichen Hochschule darstellte. Das Experiment wäre an sich so übel nicht. Denn da die Mehrzahl des Publikums Musik nicht nur hören sondern auch sehen will, so dürfte mit dieser Vermischung von Konzert- und Bühnenwirkung für viele ein verdoppelter Anreiz des Genießens entstehen. Leider aber erwies sich diesmal die Kunst der Sängerin nicht stark genug, um, selbst von Kostüm, Kulisse und Gebärde gestützt, durchgreifendes Interesse zu erwecken. Die Künstlerin, die, wie dies Programm gefällig verkündigte, Primadonna der Simin-Oper in Moskau ist, sang die beiden Arien der Königin der Nacht in einem unmöglichen Deutsch, die Wahnsinnsszene der Lucia italienisch und Dinorahs Schattenarie in französischer Sprache. Ihre Stimme ist ein beleidigend heller Koloratursopran, dem es, mit Ausnahme einiger hübschen Pianokoptöne in der Höhe, an jedem vollmundigen metallischen Timbre gebricht. Koloraturvertanzung ist wohl vorhanden, aber die Passagen sind nicht immer klar, die Intonation ist oft schwankend, und der Triller wird häufig, besonders im Forte, mit der kleinen Terz nach unten geschlagen. Als wohltuende und künstlerisch wertvolle Abwechslung zwischen den Gesangsnummern erwiesen sich die technisch und musikalisch gediegenen Cellovorträge Otto Uracks (unter anderen d'Alberts C-dur-Konzert) sowie die vom Blüthnerorchester unter Edmund v. Strauß' Leitung gespielten Ouvertüren zur „Zauberflöte" und „Iphigenie in Aulis".

Marie Tausky ist eine talentvolle Klavierspielerin, die technisch ihre Aufgabe mit großer Sicherheit beherrscht und auch